

Ein Interview mit dem amerikanischen Pianisten und CI-Träger Richard Reed

Nicht hören können trennt von den Menschen. Für einen Musiker, der sein Gehör verliert, reicht diese Trennung sogar noch weiter. Er verliert nicht nur die menschliche Sprache sondern auch noch die der Musik. Richard Reed war solch ein Musiker. Doch nach einer Cochlea-Implantation hat er es mit viel Mühe und hartem Training geschafft, sich die Welt der Musik zurückzuerobern. Heute spielt der Keyboarder wieder auf der Bühne, und er reist durch die Welt, hält Workshops und entwickelt eigene Trainings für das Musikhören-Lernen mit dem CI. Martin Schaarschmidt traf Richard Reed zu einem Interview.



Martin Schaarschmidt: Richard, Du bist ein Musiker, der sein natürliches Hörvermögen verloren hat. Du trägst ein Cochlea-Implantat. Du stammst aus dem US-Bundesstaat Rhode Island, also aus der Gegend zwischen Boston und New York...

Richard Reed: Da bin ich in den 60ern aufgewachsen. Und zur Musik kam ich mit zwölf. Mein Bruder hatte eine Band. Er selbst spielte Bass, und sie brauchten noch einen Keyboarder. Also zeigte er mir genau zwei Songs - „96 Tears“, einen Garage-Rock-Klassiker von Question Mark & the Mysterians - und „In the Midnight Hour“ von Wilson Pickett. Die anderen Songs brachte ich mir dann selbst bei. Ich hörte sie immer wieder und spielte sie nach.

Später, während der High School und auf dem College, trat ich fast jeden Abend auf. Schließlich brach ich das Collage ab, um nur noch in Rock-n-Roll- und R&B-Bands zu spielen - bei Jr. Walker and the All Stars, Roomful of Blues, The Schemers, Duke Robillard, Ronnie Earl und Otis Rush. In Providence, der Hauptstadt von Rhode Island, waren die alle sehr bekannt. Aber unser Erfolg reichte nie so richtig über die Stadt hinaus.

M. S.: Du warst fast 20 Jahre auf Tour. Und dann begann Dein Gehör im Zuge einer Antibiotika-Behandlung nachzulassen?

R. R.: Anfangs war mein Hörverlust noch relativ gering. Doch für mich war schon das extrem. Ich war plötzlich nur noch 1:1-Gesprächen gewachsen, konnte mich in Räumen mit vielen Menschen nicht mehr unterhalten. Von den Lippen ablesen konnte ich auch noch nicht.

In den folgenden zwei Jahren verschwand mein Hörvermögen dann vollständig. Es war grauenhaft. Und es war harte Arbeit – für meine Freunde und für meine Familie. Ich weiß nicht, was ich ohne sie getan hätte. Und ich hatte vermutlich Glück, dass ich keine Prädisposition für eine klinische Depression habe. Es tat sehr weh.

M. S.: Was tut ein Musiker, der sein Gehör verliert und dennoch nicht verzweifelt?

R. R.: Ich war beim Doktor, der jedoch nicht viel für mich tun konnte. Dann war ich bei einem großartigen Audiologen, von dem ich immer noch stärkere Hörgeräte bekam. Aber auch die konnten mir nicht helfen. Vermutlich hätte ich schon fünf Jahre vor meiner späteren Operation ein Cochlea-Implantat gebraucht.

Ich aber machte Hörtrainings. Um irgendwie weiterzukommen, ging ich genau in das College, das ich 20 Jahre zuvor vorzeitig verlassen hatte - vor allem in die Englisch-Kurse. Dort saß ich vermutlich neben den Kindern meiner früheren Klassenkameraden. Ich las Bücher, um mir

in den Kursen erschließen zu können, worüber gesprochen wurde. So habe ich gelernt, von den Lippen abzulesen und meine Hörgeräte besser auszunutzen.

M. S.: Und die Musik?

R. R.: Ihre Bedeutung verkehrte sich ins Gegenteil. Vor meinem Hörverlust war Musik etwas, was mir weitergeholfen hatte, wenn ich traurig war, an einem Verlust litt. Nun aber war Musik nur noch etwas, was meine Fähigkeit zur Verständigung erschwerte. – Du betrittst einen Raum, und im Hintergrund läuft Musik. – Vor meinem Hörverlust hätte ich das geliebt. Aber als Mensch mit Hörschädigung hasste ich es. Das war nur Krach, der mir die Verständigung mit meinen Freunden unmöglich machte. Und ich war nicht der Typ, der gegen so ein Hindernis anging – der seine Freunde einfach gebeten hätte, die Musik leiser zu drehen.

Ich lebte ohne Musik. Musik war nur noch eine Erinnerung. Es war brutal. Eine Zeit lang habe ich immer noch versucht, mit meinen Musiker-Freunden zusammenzusitzen, um mir das Gefühl zurückzuholen, Teil einer Band zu sein. Aber es ging nicht. Alles, was ich noch hören konnte, waren etwas Bass und Schlagzeug.

M. S.: Du hast fünf Jahre gebraucht, um Dich für die Versorgung mit einem Cochlea-Implantat zu entscheiden. Eine schwere Entscheidung?

R. R.: In den Staaten kursierten damals eine Menge falscher Informationen über CIs. Ich selbst gehörte nie der Gehörlosen-Bewegung an, die sich ja gegen das CI aussprach. Aber es dauerte doch, bis ich zum ersten Mal auf Menschen traf, die bereits mit einem Implantat versorgt waren. Und das tat wirklich gut. Ich traf z. B. meinen damaligen Mentor Janis, einen Rechtsanwalt aus Manhattan. Ich begriff, dass ich vorankommen musste.

Ich begann, mich in Online-Selbsthilfegruppen zum Thema CI umzutun. Auch dort gab es Leute, die Klasse waren. Aber es gab auch andere. Die waren dann zum Beispiel fixiert auf eine bestimmte Implantat-Marke; so als ginge es um Mc Donalds gegen Burger King oder Chevrolet gegen Ford, und nicht um etwas, das einem in den Kopf implantiert wird.

Meine Entscheidung für das CI war ein langer Prozess; zu lang. Ich bereue nicht viele Dinge aus meinem bisherigen Leben. Aber es tut mir heute leid um einige verlorene Gespräche, die ich mit Implantat hätte führen können. Andererseits kommt man eben nur voran, wenn man innerlich soweit ist. Ich brauchte die Zeit, um meine Einstellung zu finden.

M. S.: Deine kleine Nichte soll bei der Entscheidung eine wichtige Rolle gespielt haben?

R. R.: Grace; ja natürlich. Sie war noch ganz klein und ein echter Trostquell für mich. Denn wir hatten uns wunderbar verstanden – in einer Sprache ohne Worte. Ein Mensch, der immer lächeln würde, wenn ich den Raum betrat, und dem ich nichts erklären musste. – Aber dann begann sie zu sprechen. Mit zweieinhalb unterhielt sie sich mit anderen und stellte eine Million Fragen. Mir aber schien es, als würde ich nun einen weiteren Menschen verlieren.

Ich sagte mir: Du musst Dir dieses Ding beschaffen. – Auch wenn ich nicht wirklich daran glaubte. Es war das, was der Hörverlust mit meinem Selbstbewusstsein gemacht hatte. Ich zweifelte an allem, was ich hätte festhalten müssen.

M. S.: Welche Erinnerungen hast Du an Deine Implantation?

R. R.: Ich war verängstigt. Schließlich hatte ich mein Hörvermögen durch eine falsche ärztliche Behandlung verloren. Und ich war ein Nervenbündel, das allen möglichen Menschen von der bevorstehenden OP erzählte – einmal sogar einer 90jährigen Dame, die in einem Restaurant zufällig ihr Steak aß.

Ich war froh, als es vorbei war. Meine Freunde besuchten mich im Krankenhaus. Ich trug einen großen Verband. Die Gedanken kreisten in mir. Ein Teil meiner Zunge war taub, und Dinge schmeckten anfangs fremd. Ich wohnte nicht weit vom Strand und machte jeden Tag lange Spaziergänge. Bemerkenswert war: Durch die Operation hatte ich zwar meinen Hörrest verloren; aber für mich war da kaum ein Unterschied. Ich hatte schon vor der OP fast nichts mehr gehört.

M. S.: Und wie war es, als Dein System zum ersten Mal aktiviert wurde?

R. R.: Ich ging allein zum Termin. Manche filmen diesen Moment und haben ihre ganze Familie bei sich. Aber ich war mir sicher, dass es ohnehin nur enttäuschend sein würde. Doch dann, als es passierte, war es die absolute Überraschung!

Erst dachte ich, ich werde jetzt ein Roboter. - Einige Wochen lang klangen menschliche Stimmen für mich so schrill wie die Stimme von Micky Mouse. Oder ich hörte, als wäre ich unter Wasser. Dann begannen Männerstimmen so zu klingen, wie ich sie von früher erinnern konnte, auch meine eigene Stimme. Bei den Stimmen von Frauen und von Kindern dauerte es deutlich länger. Die Autos klangen seltsam menschlich. Alle Geräusche schienen unwirklich. Und die brandenden Wellen waren wie Musik.

M. S.: Bald nach der Implantation hast Du Dich gemeinsam mit Deinem Audio-Therapeuten dem Thema Musik gewidmet. Wie war das?

R. R.: Ganz am Anfang sang Jeff, mein Therapeut, eine Melodie, die ich von früher kannte. Er sang immer wieder das gleiche Stück dieser Melodie, und auf dem Bildschirm wurden Frequenzen und Lautstärke angezeigt. So konnte ich das Gehörte vergleichen und sehen, wo ich richtig lag und wo nicht.



Nach etwa einem Monat war ich soweit, dass ich Jeff korrigieren konnte. Ich konnte die Noten singen. Und wo er vielleicht mal ein bisschen zu hoch oder zu tief war, da lag ich richtig. Mein Therapeut war erstaunt; auch da-

rüber, wie schnell ich mich an das Hören von Sprache gewöhnte.

M. S.: Vielen CI-Trägern erscheint das Musikhören-Lernen als eine unüberwindbare Hürde. Wo siehst Du die besonderen Herausforderungen?

R. R.: In den Tonhöhen, in der Leidenschaft und in der Beständigkeit. Viele CI-Träger erobern sich zwar die gesprochene Sprache zurück, aber Musik bleibt ihnen fremd. Ich denke, dass ihnen oft die eigenen, früheren Musikerlebnisse und die damit verbundenen Erwartungen im Weg stehen.

Anfangs hatte auch ich nicht mehr als eine Hand voll Tasten auf dem Keyboard, für die ich die verschiedenen Tonhöhen wahrnehmen konnte. Und ich habe zu diesem Zeitpunkt bestimmt nicht geglaubt, dass ich einer der Glücklichen wäre, die zur Musik zurückfinden. Ich brauchte mehr als zwei Jahre Training, bis ein Song zum ersten Mal so klang, dass es mir zusagte.

M. S.: Es war also ein mühsamer Weg mit jeder Menge Enttäuschungen?

R. R.: Ich glaube, es ist wichtig, akzeptieren zu lernen. Irgendwann habe ich es aufgegeben, nach den Klangerlebnissen zu suchen, die ich früher einmal hatte. Wenn ich weiter darauf bestanden hätte, dass eine Akustik-Gitarre so klingen muss wie die Akustik-Gitarre, deren Klang ich erinnerte, wäre ich immer enttäuscht gewesen. Wenn ich jedoch akzeptiere, dass eine Akustik-Gitarre so klingt wie durch ein Mikrofon verarbeitet, ein bisschen verzerrt, zuerst sogar sehr verzerrt, dann werde ich nicht so enttäuscht sein. In dem Moment, als es mir gelang, den fremden Klang einer Akustik-Gitarre anzunehmen, konnte ich mich erstmals wieder ein wenig daran erfreuen.

M. S.: Und heute? Wie erlebst Du jetzt Musik? Was bedeutet sie heute für Dich?

R. R.: Sie bedeutet mir mehr als je zuvor. In meiner Jugend war Musik eine Selbstverständlichkeit für mich, so wie Essen oder Luft. Man vermisst diese Dinge erst, wenn sie nicht mehr da sind.

Heute ist mir Musik kostbarer, trotzdem ich weiß, dass sie anders klingt als früher. Ich bin wieder in der Lage, innerlich mit Musik mitzugehen. Ich kann wieder gemeinsam mit meinen Freunden Musik machen. Das ist keine Selbstverständlichkeit mehr. Es ist großartig. Und es ist für mich schwer, in schlechte Stimmung zu verfallen. All die kleinen, nervenden Dinge im Leben ärgern mich heute nicht mehr; nicht einmal die negativen Dinge im Musikgeschäft.

M. S.: Was für Musik hörst Du, und bei welcher Musik kommst Du an Grenzen?

R. R.: Früher mochte ich Rock' n Roll und Pop, Jazz und R&B. Jazz zu hören, fällt mir heute immer noch schwer. Dissonanzen sind für mich in besonderer Weise unstimmig. Dafür mag ich jetzt Folk-Musik; Sachen, die eher akustisch ausgerichtet sind und trotzdem rockig. - Akustik-Gitarren, vielleicht ein E-Bass, besser kein zu komplexer Sound. Es sollten höchstens vier bis fünf Instrumente sein. Auch Orchester-Musik ist schwierig. Die mag ich, wenn es bei einer Melodie bleibt. Wenn es nicht völlig harmonisch ist, wird es schwer für mich.

Die Grenzen meines Aufnahmevermögens werden davon bestimmt, was die Mikrofone erfassen und was mein Gehirn daraus macht. Doch in diesen Grenzen ist mein Musikgenuss grenzenlos.

M. S.: Du arbeitest heute wieder als Musiker. Hast Du viele Auftritte? Was erfährst Du, wenn Du Musik machst?

R. R.: Im letzten Sommer hatte ich jede Menge zu tun, vermutlich mehr als je zuvor nach meiner Ertaubung. Doch die Musik-Szene ist heute völlig anders als in meiner Jugend, insbesondere für Leute in meinem Alter. - Damals habe ich fünf Nächte hintereinander in ein und demselben Club gespielt, dann wieder eine Woche lang jeden Abend in einem anderen. Heute musst du froh sein, wenn du am Freitag- und am Samstagabend spielen kannst. Diesen Sommer waren es sogar drei oder vier Abende in der Woche. Dazu kamen Studioaufnahmen. Ich habe bei einer Platte von Freunden mitgespielt und bei Leuten, die ich noch nicht kannte, und für die ich neue Songs einstudiert habe. Es war toll. Und ich habe meine Parts genossen.

Doch ich muss auch aufmerksamer sein als früher. Ich darf nicht zu viel nachdenken. Sobald ich mir zu viele Gedanken über die Musik mache, können mir Fehler unterlaufen. An den guten Abenden, an denen die Akustik und die Songs und mein Gehör und meine Laune zusammenpassen, an denen denke ich über gar nichts nach. Alles passiert einfach aus sich heraus. Das sind die großartigen Abende.

M. S.: Du engagierst Dich auch dafür, anderen CI-Trägern einen Zugang zum Musikhören zu eröffnen?

R. R.: Ich habe ein Projekt namens "Hope Notes" gestartet. Das sind CDs und DVDs mit Songs zum Üben, die über Cochlear vertrieben werden. Und ich arbeite jetzt an einem weiteren Projekt, bei dem es um Melodien ohne Songtexte geht. Das richtet sich vor allem an prelinguale Kinder mit CI. Außerdem reise ich rund um die Welt, halte Vorträge, mache Workshops, mal für CI-Träger oder deren Eltern, dann wieder für Leute aus Kliniken.

M. S.: Welche konkreten Tipps kannst Du CI-Trägern für das Training geben?

R. R.: Erwachsenen CI-Trägern würde ich raten, zu vergessen, wie Musik früher einmal geklungen hat. Sie sollten sich zuerst auf einfache Songs konzentrieren – vielleicht eine Gesangsstimme, ein Instrument. Nehmt zum Beispiel einen Sänger, der nicht unbedingt in Melodien singt - Jonny Cash, Neil Young oder Bob Dylan. Bei deren Songs sind die Geschichten eigentlich wichtiger als die Melodie; auch wenn die drei vermutlich sauer wären, wenn sie wüssten, was ich hier erzähle. Aber es geht mir ja nicht darum, sie zu beleidigen. Es ist nur so, dass man sich bei ihren Songs nicht mit Tonhöhen herumplagen muss. Und akustische Musik klingt besser als elektronische. Zumindest war das bei mir anfangs so.

Kinder, die ein CI tragen, sollten miterleben, wie Mama und Papa Musik genießen, wie sie tanzen oder lachen. Denn dann erleben sie Musik als etwas Positives – und nicht als etwas, das beängstigend und laut ist.

M. S.: Was ist mit CI-Trägern, die anders als Du keine langjährige musikalische Prägung in das Training einbringen können?

R. R.: Sie sollten langsam gehen. Anders als Sprache lässt sich das Musikhören nur in kleinen Schritten verbessern. Helfen kann aber auch, selbst ein Instrument spielen zu lernen. Ich denke sogar, je schwerer es fällt, aufgezeichnete Musik zu hören, desto lohnender kann das sein. Unserem Gehirn erscheint Musik sinnvoller, wenn wir sie zugleich auf einem Notenblatt sehen oder taktile Informationen von unseren Fingern bekommen. Aber für manchen mag das mit dem Instrument zu aufwändig oder auch zu teuer sein. Dann konzentriere Dich einfach auf das Hören von einem Song – immer und immer wieder, jedoch ohne Dich zu überfordern.

Doch bei allen Tipps – wichtig ist, dass jeder CI-Träger Musik anders erlebt. Ich kann sagen, was für mich funktioniert. Aber es kann gut sein, dass bei anderen genau das Gegenteil funktioniert. Ich mag zum Beispiel den Klang einer Bariton-Gitarre. Die ist etwas tiefer gestimmt, ihre tiefste Saite entspricht der höchsten bei einem E-Bass. Doch jemand anderes bevorzugt vielleicht den Klang einer Piccolo-Flöte oder den einer Violine. Die klingen für mich hingegen sehr unecht und verstimmt, während eine Fiedel – also im Prinzip das gleiche Instrument, nur mit kratzendem Bogen und rhythmischer gespielt als bei Klassik – für mich OK ist.

M. S.: Es gibt also nicht die goldenen Regeln?

R. R.: Jeder sollte letzten Endes das Instrument und die Musik wählen, die klar und deutlich zu seinem Herzen sprechen. Und jeder, der den Verdacht hat, dass meine Tipps bei ihm nicht zutreffen, sollte diese Tipps einfach ignorieren.

Ich würde nie sagen: Wenn Du das tust, wird dies und jenes passieren. Nicht bei Cochlea-Implantaten. Das ist ja ein Grund, warum Cochlear vier verschiedene Programme gibt. Jeder Mensch ist anders. Was für den einen das Musikprogramm ist, ist für den nächsten das Sprachprogramm – egal, ob es nun so heißt oder nicht. Und was der eine mag, mag der andere vielleicht gar nicht. Deshalb ist es ja so gut, verschiedene Optionen zu haben.

M. S.: Welche Rückmeldungen bekommst Du von CI-Trägern, die Deinen Empfehlungen zum Musikhören-Lernen folgen?

R. R.: Angenehmer Weise melden sich meist die Leute, die mit meinen Tipps erfolgreich sind. Doch eigentlich wäre es besser, wenn sich die melden würden, die damit nicht weiterkommen.

Ich erlebe rührende Momente. Manchmal erzählt mir jemand, dass sein Klavier seit Jahren verstaubt in der Ecke stand, und dass es nun wieder gestimmt ist. Oder dass er seine Gitarre nach Jahren das erste Mal wieder in die Hand genommen hat. Auch wenn es vielleicht nur ein paar Töne sind, die OK klingen. Manchmal weinen Leute in meinen Workshops, weil es so emotional ist. Sie hatten geglaubt, sie würden nie wieder zur Musik zurückfinden, und dann sehen sie mit einem Mal diese Möglichkeiten. Sie weinen dann mehr aus Freude – und vielleicht auch aus Traurigkeit darüber, wie viel Musik ihnen in der Zwischenzeit verloren gegangen ist.



M. S.: Vermutlich gibt es auch schon etwas Hoffnung, wenn man erfährt, welche Fortschritte andere beim Musikhören geschafft haben?

R. R.: Vermutlich. Auch wenn ich ihnen nicht garantieren kann, dass alles wieder groß und süß klingt. Aber es wird weniger schlecht klingen, je mehr Toleranz man entwickelt. Leute erzählen mir: Ich habe diese Musik geübt und geübt jeden Tag. Es klang lausig. Aber es wurde mit der Zeit doch weniger lausig. – Ich vermute, die meisten Menschen mit CI sind zumindest in der Lage, wieder ein Lieblingslied zu haben.

M. S.: Und die Musiker? Kennst Du noch andere Musiker mit einem CI?

R. R.: Ich kenne einen Bassisten mit CI und Hörgerät. Der heißt Peter, lebt in Kanada und arbeitet bei Phonak. Wir haben schon Witze darüber gemacht, dass man mal eine Band starten müsste. Dann gibt es in Mexiko noch einen Gitarristen. Er ist gut, und er genießt das, aber ich weiß nicht, ob er wieder in einer Band spielt. Und es gibt CI-Träger, die aus der klassischen Musik kommen. Für sie ist es extrem hart. Ihr Musikempfinden ist so gut entwickelt, dass sie auch den Verlust der Musik noch ganz anders erleben als ich. Mir reicht ja schon, wenn sich ein Song einfach gut anfühlt.

Sehr viele aktive Musiker mit CI sind mir noch nicht begegnet. Aber es werden mit der Zeit hoffentlich mehr. Und es gibt viele Kinder, die Musik-Stunden nehmen. In Toronto haben sie ein gutes Programm, auch ein bisschen verrückt. Dort lernen Kinder mit CI zum Beispiel Violine spielen.

M. S.: Richard, hab vielen Dank für das interessante Gespräch. Und weiterhin viel Erfolg bei Deiner Arbeit.

Der Beitrag entstand im Auftrag von Cochlear Deutschland. Weitere Informationen zum Cochlea-Implantat finden Sie [hier](#).

Einen kleinen Film mit einigen Tipps von Richard Reed zum Musikhören lernen mit dem CI finden Sie [hier](#).